

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstraße 57.

Halle a. S., Sonnabend 9. März 1895.

Berliner Bureau: Berlin, C. Grödenstraße 5.

Telegramme.

Hamburg, 9. März. Das deutsche Konsulat in Neapel...

Oberode, 9. März. Unweit der Station Buchwalde hat sich ein scheinliches Unglück ereignet.

Paris, 9. März. Der Präsident der Republik hat an den Kaiser von Russland ein Telegramm geschickt.

New-York, 9. März. Nach einer Meldung der 'Agency Stefani' aus New-York hat die italienische Gesandtschaft in Caracas...

Rom, 9. März. Der Vorkandidat des Provinzialparlamentes, Senator Marquis Belandieri, wurde gestern im Garten des hiesigen Herrenhauses...

Madrid, 9. März. (Genat.) Marshall Martinez Campos beklagt die Regierung um der von ihr entwickelten Züchtigkeit...

Belgrad, 9. März. Ein Nicht maßgebender Direktor des dortigen Lehrerseminars mehrere Hörer wegen sozialistischer Agitation.

Washington, 9. März. Unter den Gesektenwürfen, welche im Kongresse nicht durchgegangen sind, befindet sich auch derjenige betr. die Aufhebung der Differentialzölle auf Zucker.

Deutsches Reich.

Der Kaiser ist gestern Nachmittag 3 Uhr 10 Min. auf dem Bremer Bahnhof, von Bremerhaven kommend, eingetroffen...

Der Kaiser ist gegenwärtig mehr oder weniger detaillierten Angaben der Presse über bevorstehende Anwesenheiten des Kaisers wiederholt versichert, daß dieser nicht einmal für die nächsten Wochen bestimmte Dispositionen getroffen worden sind.

Der Kaiser soll die Angelegenheit der Aufhebung des Aufschlagsrechts des 'Weber' mit besonderer Interesse verfolgen und seiner Zeit vom Präsidenten des Oberverwaltungsgerichts einen Bericht über die Sache gefordert haben.

Von unterrichteter Seite wird uns mitgeteilt, daß die Rede des Kaisers beim Einzug auf dem Landenburger Provinziallandtage durchaus unbedeutender Weise gegen den Antrag Kanitz ausgelegt wird.

Die 'Volks' wird gegenüber mehr oder weniger detaillierten Angaben der Presse über bevorstehende Anwesenheiten des Kaisers wiederholt versichert, daß dieser nicht einmal für die nächsten Wochen bestimmte Dispositionen getroffen worden sind.

Die 'Volks' meldet, in Berliner unterrichteten Kreisen werde eine Verbindung zwischen dem Herzog von Anhalt und der Prinzessin Helena von Orleans für nicht unwahrscheinlich gehalten.

Man leihe dem Fürsten Bismarck einen schlechten Dienst, bemerken die 'Hamburger Nachrichten'...

Bei den Verhandlungen des Reichstages wird, wie die 'Nat. Zig.' erfährt, der Kaiser persönlich den Vorsitz führen.

Zahlreiche patriotische Mitglieder des Reichstages, die für die Größe des historischen Moments und die nationale Bedeutung des 1. April 1875 das höchste Gefühl haben...

Der Kaiser wird, wie die 'Volks' hört, dem Fürsten Bismarck anlässlich dessen achtzigsten Geburtstages eine hervorragende Ehrung zu Theil werden lassen.

Den 'Reichsanzeiger' zufolge ist der bisherige Oberpräsident der Provinz Thüringen, Graf zu Stolberg-Wernigerode, unter Gewährung des geistlichen Wartefeldes, in den einmündigen Ruhestand versetzt worden.

Was die Aussichten der sogenannten Umhurvorlage betrifft, so neigt man in Regierungskreisen der Auffassung zu, daß es noch vollständig unklar sei, ob im weiteren Laufe der Kommissionsverhandlungen eine Verständigung zwischen dem Centrum und den Konservativen gelingen möchte.

Die Nachricht, daß noch längere Zeit vergehen würde, ehe die 'Verrentenreformvorlage' an den Bundesrath gelangen würde, dürfte sich nicht bestätigen.

Die 'Nordb. Allg. Zig.' sagt zu dem in den Blättern veröffentlichten Geheißentwurf betreffend Abänderung des Brandversicherungsgesetzes, die Reichsregierung habe dieser Veröffentlichung gänglich fern; sie behaupte dieselbe, da es noch nicht feststehe, ob der Bundesrath mehr oder minder umfangreiche Änderungen vornehmen werde.

Die vom 'Vorwärts' gebrachte Nachricht, der Präsident des Oberverwaltungsgerichts, Perthes habe, veranlaßt durch den Minister v. Koller, seinen Abschied eingereicht, ist von Anfang bis zu Ende erfunden.

'Eine schmerzliche Niederlage' habe, so schreibt in ihrer Hilfslosigkeit die 'Nationalzeitung', der Antrag Graf Kanitz im deutschen Landwirthschaftsrathe erlitten.

So das Organ der Berliner 'Börsenarisokratie' 'Was für eine schmerzliche Niederlage muß das in den Augen der 'Nationalzeitung' die Annahme des württembergischen Entwurfs gewesen sein! Dort waren nämlich die in unangeführten Verhältnissen wie 36 zu 32 befindlichen Gegner des Vertrags auch dessen unbedingte Gegner; im Landwirthschaftsrathe

aber war das hinsichtlich des Antrags Graf Kanitz keineswegs der Fall. Schon die mit beiderseitiger Stimmenmehrheit erfolgte Annahme des Antrags v. Frege, der der 'Nationalzeitung' doch sicher keine Freude gemacht hat, weil er ein vorläufiges Abwenden berechnetes Einfuhrverbot für Getreide, behufs Vorbereitung für Maßnahmen, um den Preisstand zu heben, verlangt, wird dem Berliner Blatt gezeigt haben, daß die berufliche Vertretung der deutschen Landwirthschaft in ihrer Gesamtheit dem Graf Kanitz'schen Gedankengang gänzlich feindlich ist.

'Reichsanzeiger' bringt in seiner heutigen Nummer den Wortlaut der vom Kriegsminister in der Reichstagsungung vom 5. März bezüglich der Straßburger Vorlage abgegebenen Erklärung und fügt hinzu, daß hiernach der Kriegsminister mit seinem Wort von einer gewissen Gegnerschaft zur Reform in höheren Stellen, wie dies von der 'Köln. Ztg.' behauptet wurde, gesprochen und ebensowenig Anlaß gegeben habe, daß der Chef des Militärkabinetts solcher Gegnerschaft bezeugt wurde.

'Kritik und Riefen'. In der publizistischen Neugründung der demokratisch-antimilitarischen Firma Althardt und Bödel heißt es in einem Artikel über die Umhurvorlage, der von dem zweiten Geschäftstheilhaber unter dem Motto 'Waterland - Freiheit - Volkswohl' geschrieben ist, wie folgt: 'Wir haben niemals untern Reichstag als eine wahre Volksvertretung angesehen, aber für so jämmerlich halten wir die heutige, wie wir sie jetzt anerkennen, der Umhurvorlage, daß wir die parlamentarischen Prozesse bestimmen und schreiben Siege, die unsere ganze Literatur der Vernichtung preisgeben, unser Bildungsniveau auf ein Minimum zurückschrauben würden, das vielleicht dem hohen Seidel mannes schwachen 'Volkserzieher's entspräche, unsere Nation aber zum Gevölk der Welt machen würde.'

Die wunderwolle Leistung hätten die Herren Althardt und Bödel nach durch den Hinweis erlangen sollen, daß sie die 'heiligen Helden', deren Bildungen er auf das Maximum hinaufgedrückt ist, schon das Hürge thun werden, um dem Reichstatter die Schamröthe hinweg zu machen. Das übrigens die genannte Firma den Deutschen Reichstag niemals für etwas anderes angesehen hat, als für ein Theater, auf dem sie ihre Coullrenerfahrungen zur Freude des Galleriepublikums umgestraft ausüben könne, braucht sie nicht erst zu versichern.

Belgien.

Die Kongressfrage dürfte in Belgien sobald noch nicht zum Austrage gelangen. Nachdem sie einmal zum Ausgangspunkte einer wüthen Regierung's und selbst dynastisch-fürstlichen Reaktionen genommen ist, werden sich nämlich die parlamentarischen Parteien der Unterhandlung der Angelegenheit. Sie betonen, daß, abgesehen von der finanziellen Seite der Sache, kein Grund zur Befehlsmäßigkeit der Annexion des Königreiches vorhanden sei, und daß den jetzigen finanziellen Bedürfnissen des Königreiches durch Übernahme entsprechender Entlastungen abgeholfen werden könne. Zur Verhütung dieses Ausweges werde sich um eine parlamentarische Mehrheit bereit finden lassen, je weniger im Grunde sachliche Bedenken sich einer Einlösung der Kongressfrage in dem von Graf Leopold gewünschten Sinne entgegenstellten, die Meinungsverschiedenheiten vielmehr nur künstliche agitatorische Mächte wären und allmählich in selbsten Grunde an Bedeutung verlieren würden, wo die politischen Parteien für August den Kongress ab und auf andere gerade im Vordergrund stehende Interessen lauten.

Rußland.

Der Grosz gegen den Geminifer Krimowtschen. Der Grosz hat die von dem Geminifer Krimowtschen überreichte Reklamationen geprüft und den zum Kommissarigen Ministerien beauftragt, die Unterhandlung in gründlicher Weise weiterzuführen. Es herrscht allgemein die Ansicht, daß Krimowtschen einer strengen Strafe entgegensteht.

Griechenland.

Die Einladung Deutschlands zur Einweihung des Nord-Dyjeeskanals.

Wie Ihnen der Telegraph bereits mitgeteilt haben wird, sind wir aus Anstalt geneigt, die Einladung der deutschen Regierung zur Theilnahme bei den Festlichkeiten in Kiel abzuwehnen. Die Ausreden wären keine enorm großen gewesen, und es ist erkundigt, daß man sich darüber nicht leisten will in dem Augenblick, wo man davon spricht, die Gefandtschaften in Berlin, Paris und London wieder einzurufen. Trotzdem erfolgte die Abgabe wirklich auf dem angegebenen und natürlich nicht etwa aus einem politischen Grunde. Und wenn doch das Geld aufgebracht werden sollte, die Gefandtschaften von Neuem aufzuheben, so ist dies bereits aufzuführen, daß unsere Maßnahme, wenn sie ein Opfer bringen, auch etwas davon zu haben würden. Sie schauen vorzüglich in die Zukunft; Minister zu sein ist ja, selbst in Griechenland, immer nicht leicht, aber sie wissen, daß die Freunde nicht lange dauern und so ist es für die ausüblichen Bremer, Nicolauz Elmannis, der den Gefandtschaften von Neuem aufzuheben, dem von Theodor Delanitz ausgehenden Vorlage zur Erneuerung dieser Posten durchaus genügt und auch kein Anlaß blühen, der Minister des öffentlichen Unterrichts, würde ferner kein als Vertreter seines Landes nach Berlin zurückkehren, wo er schon einmal als solcher angenehme Tage verbracht hat.

Preussischer Landtag.

Das Abgeordnetenhause hat die Beratung des Etats der Bauverwaltung (Wasserbauverwaltung) fort. Im Wesentlichen bewegen sich die Erörterungen heute um die









[Nachdruck verboten.]

## Der Amerikaner.

[20] Original-Noman von Fenny Hirsch.

Oben auf der Gallerie waren zwei junge Leute erschienen, welche, durch die lebhafteste Unterhaltung aufmerksamer gemacht, sich über die Prüstung beugten und das Paar neugierig betrachteten.

„Lassen Sie uns in die Kupferstichsammlung oder noch besser in die Abtheilung gehen, wo die geschnittenen Steine aufbewahrt werden“, flüsterte sie ihm zu.

Gehorsam führte er sie fort, sagte aber im Weitergehen: „Wäre es nicht besser, wir verlassen das Museum? Wollen wir nicht lieber zusammen nach dem Thiergarten oder nach dem Brunenwald fahren?“

Sie schüttelte sehr entschieden den Kopf. „Nein, nicht hinaus, ich mag mich nicht der Möglichkeit aussetzen, mit Ihnen gesehen zu werden; es muß sich hier ein Platz auffinden lassen, wo wir ungestört und unbelauscht sind.“

Roland verbeugte sich zustimmend, und sie am Arme haltend, ließ er sich von ihr durch den großen Herrensaal des alten Museums die Treppe hinauf und durch den Verbindungskanal zwischen dem Alten und dem Neuen Museum führen.

Aber weder die im ersten aufgestellten Originale, noch die Gypsabgüsse im letzten, mochten sie der antiken oder der mittelalterlichen Kunst angehören, fesselten beider Aufmerksamkeit, sie verweilten nicht einmal bei den Kaulbachschen Wandgemälden im Treppenhause, ihre Blicke schweiften nur nach einem Orte, wo sie sich vor spähenden Augen ganz sicher fühlen konnten.

Es war das nicht so leicht, wie es den Anschein gehabt. So spärlich der Besuch war, keiner der Säle schien ganz leer. Mariannens Vermuthung erwies sich endlich doch als die richtige.

Als sie aus den mit den Kupferstichsammlungen angefüllten Sälen in die Räume traten, in welchen die Schätze aufbewahrt sind, die das Museum an geschnittenen Steinen besitzt, fanden sie dort niemand als einen alten Galleriedieners, der auf einem Stuhle zwischen Schlaf und Wachen saß.

Er blinzelte sie nur an und versank wieder in seine eigenen Betrachtungen; es mochte ihm öfter vorkommen, daß ein solches Pärchen den Schutz der heiligen Hallen, zu deren Hütern er bestellt war, aufsuchte, und er aus Erfahrung wußte, daß die Kunstwerke vor ihnen recht sicher waren.

In einem kleinen Kabinet befand sich eine im Schatten eines großen Schrankes stehende Bank.

Hier nahm Marianne Platz, winkte Roland, sich neben sie zu setzen, und begann nach einem tiefen Athemzuge zögernd, aber trotzdem ohne alle Umschweife: „Herr Roland Porter, ich halte Sie für einen Gentleman.“

„Fräulein Marianne Nagel, ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung und will mich bemühen, sie zu rechtfertigen“, erwiderte Roland, sich tief und ceremonieell verbeugend, aber der Scheln bligte ihm dabei aus den Augen.

„Wohlan, das werden wir so gleich sehen. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie mir auf alle meine Fragen die Wahrheit und nur die laute Wahrheit antworten wollen.“

„Oho, das wird ernsthaft“, versetzte Roland mit einem Seufzer und fuhr sich mit einer drolligen Bewegung durch das Haar, denn er hatte den weichen Filzhut abgenommen und neben sich auf den Boden gelegt. „Wenn es nun Fragen wären, die ich nicht beantworten darf?“

Dann können Sie die Antwort verweigern, aber ich fürchte nicht, daß dies der Fall sein wird. Kommen wir also zur Sache: Herr Roland Porter, Sie haben um meine Schwester Adelheid ngehatten. Was veranlaßt Sie dazu?“

Wäre plötzlich eine Bombe niedergefallen und vor Roland Porters Augen geplatzt, er hätte nicht erschrockener aufspringen können als bei dieser ihm so völlig unvorhergesehenen Frage. „Welch anderer Grund sollte mich sonst dazu bestimmen, als daß ich sie liebe?“ versetzte er, seine Antwort in eine Gegenfrage kleidend, sie kam jedoch recht unsicher heraus und er vermied, seiner Begleiterin in das Auge zu sehen.

„Das eben bezweifelt Adelheid“, sagte Marianne, aber auch ihr Blick suchte dabei den Boden.

„Adelheid bezweifelt das! Wie — wie ist es ihr möglich geworden, mir so auf den Grund der Seele zu schauen!“ rief Porter erschrocken die Hände faltend.

„Ei, ei“, entgegnete Marianne, drohend die Finger erhebend, „da sind Sie also schon bei meiner ersten Frage entgleist.“

Er überhörte die Zwischenbemerkung und fuhr wie im Selbstgespräch, mit immer steigender Unruhe fort: „Hat sie das herausgefunden, so kann es nur sein, weil sie mich liebt!“

„Wie eitel!“ wollte Marianne scherzend rufen, aber sie fand dazu nicht den Muth, das neckende Wort ging ihr nicht über die Lippen und Porter sprach weiter.

„Darum zögerte sie so lange, mir das Jawort zu geben! Es war ihr unerträglich, dem Manne ihre Hand zu reichen, den sie liebt und von dem sie sich nicht wiedergeliebt glaubt! O mein Gott, wie soll das enden?“

Er sah in seiner Verzweiflung drollig und doch erbarungswürdig aus; Marianne, der, sie wußte selbst nicht recht weshalb, die Aufgabe, die sie sich gestellt, mit jedes Minute schwerer ward, empfand Mitleid mit ihm und fühlte sich verpflichtet, ihn nicht länger in seinem Wahn zu lassen.

„Sie irren sich; Adelheid liebt Sie nicht!“ sagte sie möglichst gleichgiltig.

„Adelheid liebt mich nicht!“ rief er, von der Bank auffahrend und es fehlte nicht viel, so hätte er einen Freudensprung gemacht. „Sie hat Sie hierhergeschickt, um mir das zu sagen?“

Er ergriff Mariannens Hand und blickte sie mit leuchtender Augen an.

„Sie sind ja ein wahres Musterbild von einem Freier“, scherzte sie nun doch und ließ die Hand einen Augenblick in der seinigen.

„Ich komme nicht im Auftrage meiner Schwester, Niemand weiß von dem Zusammentreffen, um das ich Sie gebeten —“

„O, wie danke ich Ihnen dafür!“ unterbrach er sie so feurig, daß sie verwirrt und hocherröthend die Augen niederschlug und Mühe hatte, den Faden ihrer Rede wieder zu finden; endlich hatte sie sich so weit gefaßt, um fortfahren zu können:

„Aber ich habe diese Unterredung mit Ihnen allerdings gesucht, um Ihnen zu sagen, daß Adelheid Sie nicht liebt, daß ihr Herz einem Andern gehört!“

Jetzt sprang Porter von der Bank auf und stand schwerathmend mit düsterer Miene vor Marianne.

„Ihr Herz gehört einem Andern!“ wiederholte er sinnend, dann schlug er sich plötzlich mit der geballten Faust vor den Kopf. „War ich denn mit Blindheit geschlagen? Wie Schuppen fällt es mir jetzt von den Augen, der Mann, dem Adelheids Herz gehört, heißt Lieutenant von Wilde.“

Marianne neigte bejahend das Haupt und sagte kalt und vorwurfsvoll:

„Wenn Sie das wußten, wie konnten Sie sich um meine Schwester bewerben? Ich habe mich in Ihnen getäuscht Mr. Porter, Sie sind kein —“

„Halten Sie ein, Marianne, sprechen Sie das harte Wort nicht aus!“ unterbrach sie Porter in leidenschaftlich flehendem Tone, „ich kann es — kann es von Ihnen nicht ertragen! Ich

bin nicht so schuldig, wie ich Ihnen erscheine. Man ließ mich glauben, daß Adelheids Herz frei sei.“

„Wie konnten Sie aber so leicht errathen, daß Wilde —“

„Ich siehe mit ihm in Verfahr, sein eigenthümliches verstärktes Wesen in der letzteren Zeit und manche andere Anzeichen brachten mich auf die Vermuthung, er habe von Adelheid einen Korb erhalten, wie schon Mancher vor ihm. Jetzt sehe ich klarer, man —“

„Doch ich will niemand anklagen,“ unterbrach er sich, denn er bemerkte einen Ausdruck tiefer Seelenpein im Gesichte seiner Zuhörerin und besann sich noch zur rechten Zeit, gegen wen er soeben eine Beschuldigung richten gewollt. „Ich selbst bin die Veranlassung gewesen, ich war es, der Ihrem Vater dieses Arrangement vorschlug.“

„Und warum thaten Sie das? Herr Porter, jetzt verlange ich volle Wahrheit! Welch' unseliges Geheimniß waltet zwischen Ihnen und meinem Vater? Was giebt Ihnen eine solche Macht über ihn, über unser Aller Schicksal?“

(Nachdruck verboten.)

### Hänsel und Gretel in Afrika.

Von Hans Weller (Braunschweig.)

Mit dem europäischen Erfolge, den sich Humperdinck's jetzt überall gegebene Oper in so erstaunlich kurzer Frist errungen hat, ist eines der liebevollsten Märchen aus dem reichen Schätze, den uns die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm erschlossen, wieder in den Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten. Seit langer Zeit, seit Wagner's Tode überhaupt zum ersten Male, ist wieder eine deutsche Oper von bleibendem und anerkanntem Werthe dem eingerosetzten Repertoire unserer Bühnen zugeführt worden; Deutsch zumal und vor allem auch in der Wahl des Textstoffes, der nur wenigen deutschen Hörern nicht noch von ihrer Kindheit her lieb und vertraut geblieben ist.

Um so überraschender wird für die meisten Leser die Mittheilung sein, daß unser gut deutsches Haus- und Kindermärchen in einer täuschend ähnlichen Fassung auch — in Afrika existiert und dort von den Kindern einer heißeren Sonne mit ganz derselben atemlosen Spannung immer von Neuem gehört zu werden pflegt, wie von all den Fritschen, Mariachen und Hänschen in unsern Kindertagen, wenn Mutter oder Tante den kleinen Plagegeistern in der Dämmerstunde Geschichten erzählen muß. Ein junger deutscher Sprachforscher, Dr. Hans Stumme in Leipzig, hat diese Entdeckung bei seinen Studien über den arabischen Dialekt des Horwarastammes — in Süd-Marokko — gemacht und vor einiger Zeit in den Mittheilungen der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften niedergelegt. Die Ähnlichkeit des deutschen und des afrikanischen Märchens ist auch in den Einzelheiten so verblüffend, daß sie wohl verdient, in weiteren Kreisen bekannt zu werden.

Es war einmal ein armer Mann, — so wird den Kindern jenseits des mittelländischen Meeres erzählt — der besaß einen Knaben und ein Mädchen. Er ging regelmäßig auf die Jagd und brachte für jede Person der Familie ein Rebhuhn heim. Einst sprach seine Frau zu ihm: „Führe doch unsere Kinder in die Irre, damit wir beide je zwei Rebhühner zu verzehren haben.“ Da ging der Mann hin und führte seine Kinder in die Irre. Das Mädchen aber war nicht müßig gewesen, sondern hatte Kleie und Nische mitgenommen, und während sie ruhig mitging, kennzeichnete sie damit den Weg. Schließlich gelangte man in eine Einöde. Da ließ der Vater die Kinder in den Wipfel eines Arganbaumes klettern und band eine Kalebasse neben sie. „Wenn Ihr hört,“ sprach er, „daß diese Kürbissflasche anfängt zu reden, so könnt Ihr annehmen, daß ich wiedertomme.“

Die Kinder blieben nun längere Zeit dort auf dem Baume, und der Wind blies durch die Kürbissflasche, daß diese anfang zu klingen und fffff — sagte. Schließlich waren sie des Wartens überdrüssig, drum stiegen sie vom Baume herunter und gingen dem Wege nach, den das Mädchen gekennzeichnet hatte. Auf diesem Wege gelangten sie heim. Zu Hause angekommen, versteckten sie sich neben der Thüre. Die Mutter schüttete gerade das Abendessen in die Gießkühel. „Wenn jetzt,“ rief sie, „mein Mädchen da wäre, so könnte es mir die Hunde füttern!“ Der Vater aber meinte: „Wäre mein Junge hier, so könnte er die Thüre abschließen!“ Da rief das Mädchen: „Hier bin ich, Mutter!“ und der Junge rief: „Hier bin ich, Vater!“ Die Mutter aber zog für das Umrührholz aus dem Topfe und ver-

Alle Farbe war aus ihrem Gesichte gewichen, die braunen Augen schienen größer geworden zu sein und hingem mit dem Ausdruck unfähiger Angst, stehender Bitte an seinen Lippen.

Mit einem seltsamen Gemisch von Mitleid, aufwallender Bärtlichkeit und Bewunderung betrachtete er das vor ihm stehende junge Mädchen.

„Fräulein Marianne, beruhigen Sie sich, Sie sehen die Dinge entschieden schlimmer an, als sie sich in Wirklichkeit verhalten,“ suchte er sie zu beschwichtigen.

„Keine Ausflüchte, Wahrheit, Wahrheit!“ hauchte sie mit bleichen Lippen. „Lassen Sie mich alles wissen!“

„Gut Sie sollen alles erfahren, ich gebe ihnen mein Ehrenwort darauf,“ sagte er mit plötzlichem Entschlusse, wohl einsehend, daß diesem Mädchen gegenüber kein Vertuschen am Plage sei.

Er zog sie sanft wieder neben sich nieder und erzählte ihr kurz und mit möglichster Schonung ihres kindlichen Gefühls die Geschichte ihres und seines Vaters. (Fortsetzung folgt.)

setzte dem Vater einen Hieb über das eine Ohr, daß ihm die Sinne vergingen: Da lief der Junge herbei und wuschte seinem Vater den Mehlbrei vom Gasse ab.

Am folgenden Morgen aber sprach die Frau wiederum zu ihrem Manne: „Wenn Du jetzt die Kinder nicht in die Irre führst, so begehst Du wahrhaftig eine Dummheit!“ Da nahm der Mann nochmals seinen Jungen und sein Mädchen mit und führte sie hinaus in eine Einöde. Die Kinder kletterten dann auf einen Arganbaum und erblickten einen leichten Rauch in der Ferne. Auf den Rauch gingen sie zu und sahen vor sich eine Hexe; die war blind. Sie schüttelte Milch in einem Sacke zu Butter. Als die Kinder ihr etwas Butter stehlen wollten, da sagte sie gerade für sich: „Ich schüttle die Haut von dem Sackel, die wird mir dann Kofinen geben.“ Ueber diese Worte mußten die Kinder lachen. Die Hexe hörte ihr Schreien und rief: „Schließt Euch, schließt Euch, meine Thüren! Und Eure Schlüssel sollen zu mir herwandern!“ Sofort vollzog sich dieser Befehl. Nun begann die Hexe nach den Kindern im Zimmer umherzusuchen und hatte sie bald erwischt.

Die Hexe steckte nun den Jungen in einen großen Sack mit Datteln, das Mädchen aber in einen mit Mandeln. Zu den Kindern sprach sie: „Wenn ich Euch sage, Ihr sollt mir Eure Finger zeigen, so steckt sie durch ein Loch im Sack!“ Der Junge hatte zufällig eine Nähnadel und das Mädchen eine Stecknadel bei sich: wenn nun die Hexe kam und ihnen befohl, die Finger zu zeigen, so reichte der Junge die Nähnadel und das Mädchen die Stecknadel hin. So geschah es jedesmal, bis die Kinder den Inhalt der Säcke aufgezehrt hatten. Jetzt gebot sie ihnen, aus den Säcken herauszutreten und befohl ihnen: „Macht mir Brennholz, damit ich Brot backen kann! Wir wollen dann zu Euren Verwandten gehen!“ Die Kinder hackten nun Holz, meinten aber dazu. Da kam ein Falke herbei und fand sie in Thranen.

„Warum weint Ihr?“ fragte er sie. Sie antworteten: „Ach die Hexe hat uns hierher geschickt, um Holz zu holen; sie will uns dann auffressen!“ „Wieviel gebt Ihr mir,“ fragte der Falke, „wenn ich Euch einen Rath gebe?“ Die Kinder erwiderten: „Was Du verlangst, das geben wir Dir.“ Da befohl der Falke: „Füllt mir diese Muschel hier mit Thranen an! Ich will sie austrinken.“ Die Kinder weinten nun in die Muschel hinein und hatten sie bald mit Thranen angefüllt. Der Falke trank dann den Inhalt der Muschel. Hierauf rieth er dem Knaben: „Wenn Dir die Hexe befehlt, herbeizukommen und in das Feuer zu blasen, so sage ihr, Dein Vater habe Dich nicht gelehrt ins Feuer zu blasen, sondern bloß zu pflügen und zu dreschen!“ Zum Mädchen aber sprach der Falke: „Wenn die Hexe von Dir verlangt, herbeizukommen und ins Feuer zu blasen, so antworte ihr, Deine Mutter habe Dich nicht gelehrt, ins Feuer zu blasen, sondern bloß zu mahlen und zu sieben!“

Nun mußten die Kinder den Backofen mit Holz füllen. Dann gingen sie ins Haus hinein. Die Hexe brannte unterdessen das Feuer im Backofen an und wusch die Kinder hübsch rein. Als der Ofen nun warm geworden war, befohl die Hexe dem Jungen: „Komm her und blase!“ Der Junge verfezte: „Blasen hat mich mein Vater nicht gelehrt, sondern nur pflügen und dreschen.“ „Dann blas Du!“ befohl die Hexe dem Mädchen. Das verfezte aber: „Meine Mutter hat mich nicht blasen gelehrt, sondern nur mahlen und sieben.“ Jetzt sprach die Alte: „Kommt

her!  
Nun  
und  
Die  
wollt  
ofen:  
Mäd  
das  
denn  
Brod  
für  
bum  
Dam  
blind  
finde  
nahm  
da ei  
legte  
Raum  
er so  
schma  
sie.  
er ge  
hütet  
lichen  
schlie  
komm  
deuti  
streck  
darau  
müsse  
haben  
Kleie  
feine  
beide  
sie  
Knöde  
sie w  
Finge  
schöne  
Gesch  
Gretel  
ein H  
dabei  
voll  
einem  
auffa  
dem  
Man  
sonde  
wie f  
theils  
und i  
Fassu  
Verhu  
Erzäh  
Hand  
fertig  
Frau  
zu de  
auszu  
ersche  
herzig  
Kinde  
zurück  
und l  
Volks  
weiße  
wollen  
dern  
Kinde  
zurück

her! Ich will es Euch vormachen, wie ihr zu thun habt!" Nun wollte sie ffffff machen\*): die Kleine aber war schlau, und sie und ihr Bruder stiegen die Hexe in den Backofen hinein. Die Kleine goß auch noch Del ins Feuer hinein. Der Junge wollte Wasser hineingießen, denn die Hexe schrie aus dem Backofen: „Gießt Wasser über mich, und kein Del!“ Doch das Mädchen befaßl ihrem Bruder, ja nur Del hineinzugießen und das Wasser bei Seite zu lassen. So gossen die beiden Kinder denn emsig Del zu, bis die Hexe verbrannt war.

Als sie nun an die Thüröffnung kamen, fanden sie ein Brod in einem Mauerloche neben der Thür; das hatte die Hexe für ihren Gemahl gebacken. Das Mädchen war aber nicht dumm und legte eine Pflugschar ins Feuer, die bald heiß wurde. Dann hörte sie den Mann der Hexe kommen. Der war aber blind und war gewöhnt, in jenem Mauerloche ein Brod zu finden; und wenn er kam, sperrte er einfach seinen Mund auf und nahm das Brod her. Das Mädchen wartete also, bis er kam: da eilte sie schnell, um ihm zuvorkommen, zum Mauerloche, legte die glühende Pflugschar hinein und nahm das Brod weg. Kaum hatte der Mann der Hexe das Haus betreten, so tappte er sogleich auf das Mauerloch los, an das er gewöhnt war, schnappte mit seinem Munde nach der Pflugschar und verschluckte sie. Die verbrannte ihm aber inwendig den ganzen Leib und er gab seinen Geist auf.

Die Kinder aber blieben im Hause wohnen: der Junge hütete die Schafe, und das Mädchen besorgte ihm die häuslichen Geschäfte. Dort habe ich sie zuletzt gesehen — so schließt der marokkanische Erzähler — und bin dann hierher gekommen.

Die genaue Aehnlichkeit der Vorgänge in diesem und dem deutschen Märchen fällt ohne Weiteres in die Augen. Sie erstreckt sich auch auf unwesentliche Einzelheiten, insbesondere darauf, daß die Kinder zweimal in die Irre geführt werden müssen, weil sie sich das erste Mal den Weg gekennzeichnen haben. Hier ist das Mädchen so klug, den Weg mit Asche und Kleie zu bestreuen, dort wirft Händel die mitgenommenen Kieselsteine als Wegspur aus. Auch die Täuschung der Hexe erfolgt beide Mal in ganz ähnlicher Weise: im deutschen Märchen hat sie „trübe Augen“ und hält das von Händel vorgestreckte Knöchlein für seinen Finger; in der hier erzählten Fassung ist sie wirklich blind und läßt sich gar zwei Nadeln anstatt der Fingerchen zeigen.

Dagegen weiß die afrikanische Erzählung nichts von dem schönen Knusperhäuschen, das unsern Kleinen an der ganzen Geschichte das Liebste zu sein pflegt. Auch ist es hier nicht Gretels Schlaueit, die schließlich den Ausweg findet, sondern ein Falke, der den Kindern seinen Rath leiht. Unerklärt bleibt dabei nur die sonderbare Forderung des Vogels: eine Mischel voll Thranen, die er austrinkt! Dasselbe Motiv kehrt auch in einem anderen Sowpara-Märchen wieder, das eine gleichfalls auffallende, wenn auch minder ausgesprochene Aehnlichkeit mit dem Grimmschen „Brüderchen und Schwesterchen“ aufweist. Man hat jedoch darin keinesfalls eine tief sinnige Symbolik, sondern wahrscheinlich nur eine volkspoesische Formel zu sehen, wie sie die Sagenliteratur der mohamedanischen Völker vielfach theils der persischen Kunstpoesie, theils dem Koran zu entnehmen und in Umlauf zu setzen pflegte.

Interessanter als diese äußeren Unterschiede der beiden Fassungen ist die feine Abweichung, die hier und dort in dem Verhältnis der Kinder zu den Eltern zu Tage tritt. Der deutsche Erzähler hat unwillkürlich das Bedürfnis, die unmenschliche Handlungsweise der Eltern wenigstens einigermaßen zu rechtfertigen. Er stellt es so an, als ob der Holzhacker und seine Frau nur unter dem Drucke einer schlimmen Hungersnoth sich zu dem verzweifelten Schritte entschlossen, ihre Kinder im Walde auszuwerfen und läßt wenigstens den Vater als gutherzigen Mann erscheinen, dem es in der Seele weh thut, daß er dem unbarmherzigen Vorschlag seiner Frau nicht widersprechen kann.

Als sie dann der Hexe glücklich entronnen sind, kehren beide Kinder seelenvergnügt zu ihrem inzwischen verwittweten Vater zurück, der seit ihrem Weggang „keine frohe Stunde gehabt“ und leben mit ihm herrlich und in Freuden . . . Der afrikanische Volkspoet ist minder sentimental. Bei ihm ist die Handlungsweise von Vater und Mutter nichts als nackter Egoismus; sie wollen einfach künftig besser leben und nicht mehr mit den Kindern theilen. Und dem entspricht auch der andere Schluß: die Kinder denken gar nicht daran, wieder zu ihren Nabeneltern zurückzukehren; sie bleiben vielmehr ruhig in dem Haus der

\*) d. h. das Feuer anzulassen.

Hexe wohnen, nachdem sie ihr und ihrem Manne — auch dieser ist eine Variante! — zu dem wohlverdienten Feuertode verholzen haben.

Daß gewisse Sagenstoffe bei den verschiedensten Völkern des Erdballs in ähnlicher Form wiederkehren, ist bekannt, und die vergleichende Mythologie ist heute eine wichtige Ergänzung und Stütze der vergleichenden Sprachforschung. Auch in der Kunstdichtung der verschiedenen Nationen spielt diese Wiederkehr der gleichen Stoffe eine bemerkenswerthe Rolle: die Fabel von den „drei Ringen“ beispielsweise, die Lessing dem Boccaccio und dieser zweifellos einer orientalischen Vorlage entnommen hat, ist auch von Jonathan Swift, sowie in der spanischen Litteratur in unterschiedlichen Formen behandelt worden. Aber eine so überraschende Aehnlichkeit zwischen zwei Erzeugnissen der Volkspoesie, wie sie in diesen beiden Märchen vorliegt, steht thatsächlich ganz vereinzelt da, und die Frage, wie Händel und Gretel nach Südmarokko oder gar — der unwahrscheinlichere Fall — von dort nach Deutschland gelangt sein sollen, wird einweisen wohl ungelöst bleiben müssen. Schwerlich wird sie, wie über den Bag, so über das Meer ein gutherziges Entlein auf „seinem weißen Rücken“ getragen haben.

### Allelei.

Daß das Fürstenthum Neuch ä. L. eine Nationalhymne besitzt, ist jetzt der Welt in's Gedächtnis gerufen worden. Nach der „Landeszeitung“ für Neuch ä. L. sind bei der Feier des 14. Geburtstages der Prinzessin Emma im städtischen Verein „der Pflanz- und Freigeheide echten Neuchentums“ Hebelbilder vorgeschickt worden, u. A. auch die Portraits der Mitglieder der Fürstlichen Familie. „Das des regierenden Fürsten“, schreibt die „Landeszeitg.“, „betrachtete die Versammlung, indem sie stehend den ersten Vers der Neuchenthymne sang. Diese Hymne lautet:

„Es leb' das reussche Haus  
Und Alle, die daraus  
Fürst Neuchen nennen sich.  
Absonderlich Neuch Heinrich, Hurrah!  
Absonderlich Neuch Heinrich, Hurrah!  
Der Lobstein führt  
Und Cersdorf ziert —  
Zu aller Neuchen Luft!“

Möglich ist, daß der Text im Laufe der Jahre etwas geändert worden ist; so lautete er aber in den 40er Jahren. Wie man sich erzählt, ist dieses reussche Nationallied auf Befehl des Fürsten Heinrich XXII., welcher 1824 die Regierung über das Fürstenthum Lobenstein-Ubersdorf antrat und im Juli 1848 in Folge der Revolution abtrat, gedichtet und komponirt worden.

**Geuch einer heirathslustigen Seele.** Eine junge Fabrikarbeiterin in Wülhelmsburg bei Hamburg, die gar zu gern heirathen möchte, deren „Zukunftiger“ aber noch etwas auf dem Kerbholze hat und deswegen in Harburg „Quartier“ nehmen sollte, machte ihrem kummervollen Herzen in folgendem, an das königliche Amtsgericht gerichteten Bittgesuch Luft: „Bitte nicht Uebel zu nehmen, da ich mich mit einer Wittge an Ihnen wende, Vereichen werden Sie geehrtes Publikum da wir schon einmal geschrieben haben wegen 3 Monat Aufschub meines Bräutigam, da wir erit die Ehe eingehen wollten aber mit großer Mühe sehr schmer unsere Papiere bekommen haben und da jetzt geehrtes Publikum schon unsere Papiere zur Ehe auf 8 Tage dem Standesamt zugetragen sind und wir in 14 Tag Trauung nehmen und ich Sie geehrtes Publikum sehr bitten und meinen besten Dank dafür sagen, und wenigstens anstatt 3 Mon 1 Mont aufschub geben da wir binnen 1 Monat die Ehe gründlich eingegangen sind. Da Sie geehrtes Publikum meinen zukünftigen Mann gleich nehmen wollen, ist kein Trost für mich, denn ich stehe sehr unglücklich da. Bitte nicht Uebel zu nehmen und hoffe meine Bitte zu erfüllen. Hochachtungsvoll“ (folgt Unterschrift). Auf Empfehlung des Vorstehers ist der erwünschte Aufschub eingetroffen und so steht der Verbindung zunächst nichts mehr im Wege.

**Abergläubische Vorstellungen aus Bengalen** theilt Herr Sarat Chandra Mitra, ein verdienter indischer Volkskundiger, dem Journal of the Anthropological Society of Bombay, II., p. 582 f. (1893) mit. Um zu zeigen, wie sehr dieser indische Aberglaube mit europäischem sich deckt, theilen wir aus der Sammlung folgendes mit: Niemand, während ein anderer etwas erzählt, so rufen die übrigen Anwesenden „Satyi, satyi, wahr, wahr“, da das Niesen die Wahrheit des Gesprochenen anzeigt. — Das Krächzen der Raben (Corvus macrorhynchus) deutet Tod an. — Man soll nicht auf seinen eigenen Schatten leben, der durch Lampenbeleuchtung bei Nacht entsteht. — Träume, gegen Morgen geträumt, erfüllen sich, wenn man sie niemanden erzählt; unerfüllt bleiben sie, wenn man sie jemandem mittheilt. — Erblickt jemand beim Aufstehen in der Frühe zuerst das Gesicht einer Unglücksperson, so verläuft der Tag für ihn schlecht. — Fällt ein geworfener Schuh mit der Sohle nach oben nieder, so erfolgt darauf ein Streit. — Beginnt es am Sonnabend zu regnen, so dauert der Regen neun Tage. —

Juckt die rechte Handfläche, so bedeutet dieses Glück; juckt die linke, dann folgt Unglück. — Das Quaken der Frösche und das Schreien der Bienen deutet kommenden Regen an. — Die Zahl drei ist eine Unglückszahl. Man soll Niemandem drei Dinge zugleich geben. — Trägt ein Baum zum ersten Mal Frucht und eine Blume zum ersten Mal Blüten, so darf man nicht mit ausgestrecktem Zeigefinger auf sie deuten, denn sonst fallen jene ab oder verdorren. — Stirbt Jemand, so muß eine brennende Lampe in dem Sterbezimmer unterhalten werden, um böse Geister von der Leiche zu vertreiben. — Am Mitternacht soll man auf keine Begräbnisstätte gehen. — Wird ein neues Haus erbaut, so stellt man einen Bambusstab mit einem Strohwickel, einem alten Schuh und einem schwarzen Topf dabei auf, um den bösen Blick abzuhalten. — Der Geier ist ein Unglücksvogel; der Maharadscha von Darbhanga riß einen neugebauten Palast nieder, weil ein Geier sich auf demselben niedergelassen hatte. — Das Heulen der Hunde mit weinerlicherm Tone kündigt den Tod des Herrn an.

**Influenza vor — 300 Jahren.** Im Jahre 1580 zeigte sich zum ersten Male in Deutschland und anderswo eine epidemische Krankheit, die in ihren Erscheinungen mit der heutigen Influenza übereinstimmte, die man damals, weil sie erst durch spanische Soldaten eingeschleppt worden, den spanischen Pisp nannte, in deutlicher Anlehnung an den Namen der bekannten Fieberkrankheit. Der zuverlässige pommerische Chronist Joachim v. Wedel giebt uns darüber in seinem vortrefflichen Handbuch nähere Nachricht. Er schreibt unter dem Jahre 1580: „Aufm Herbst ist auch eine wunderbare geschwinde Krankheit, epidemia lues, hernach der spanische Pisp benannt, nicht allein in diesen und umliegenden Dörtern und Landen, sondern über die ganze Welt, soweit man der Kundschaft und Zeitung haben mögen, schleunig entstanden, einem stetigen Fieber nicht ungleich. Sonderlich hat es dem Haupt und der Brust sehr zugefügt und viel Husten erregt und hat den mehren Theil Leute, beides, jung und alt, angestoßen und keine Stadt, Dorf oder Haus unbesucht gelassen. Die meisten aber sind wieder aufkommen, sonderlich die sich vieler Arznei und Aderlassens enthalten.“

**Ein Doktor eigener Art** hat sich in Megeral, Kreis Kolmar i. Elß., in kurzer Zeit einen bedeutenden Ruf verschafft. Erst im August v. J. kündigte er sich einem verehrlichen Publikum als Arzt an und nahm in der Wohnung seines Vorgängers Dornitz. Das Inerat trug zwar keine Unterschrift, aber der neue Herr Doktor wurde auch ohnedies rasch bekannt. Er erwies sich nämlich, wie der „Alln. Volkszeitung“ berichtet wird, bald als ein großer Wohlthäter der Armen; den unbemittelten Kranken ließ er freigebig Fleisch zuwenden, welches er bei dem Herrn Beigeordneten, der in seiner außerordentlichen Stellung Megermeister ist, holen ließ. Auch ein Kinderfreund war er; ließ er doch der Jugend einen herrlichen Weihnachtsbaum aufspugen. Sein Wohlthun spottete jeder Beschreibung; selbst die Kellner in dem Hotel zu Münster, wo er einkehrte, soll er mit Champagner regaler haben. Wie billig, ließ er sich auch selber etwas zu Gute kommen. Champagner war sein Lieblingsgetränk; er fuhr in einer prächtigen zweispännigen Equipage, der Kutsher prangte in herrlicher Livree, und das bligende Pferdegeschirr wechselte fast täglich. Er wurde bald eine Bierde des deutlichen Kassins in der Stadt Münster. Die Herzen der Kasino-Mitglieder gewann er im Sturm; denn er war alleweil fidel, wie ja gependete Wohlthaten bekanntlich dem Geber ein fröhliches Gemüth verleihen. Endlich, damit nichts an dem Ideal-Bild fehle, war er auch ein entschiedener Patriot; an dem letzten Kaisergeburtstag wohnte er gar zwei Festessen bei, dem in Megeral und dem in Münster! er erschien in einer Uniform als Assistenz-Arzt und ließ die Champagner-Propfen zur Feier des Tages nur so springen. In der vorigen Woche besuchte er noch den Herrn Bürgermeister mit einer Einladung zu einem feinen Diner. Die ihm gependeten Dankesworte lehnte der Herr Doktor bescheiden ab, benutzte aber die Gelegenheit, um sich bis Sonntag 80 M. zu leihen. Damit bricht die Geschichte von dem wohlthätigen Herrn Doktor jählings ab; denn am Fastnachts-Sonntag war er verschwunden. Er hatte auf seinem Zimmer etwa 80 unbezahlte Rechnungen zurückgelassen, darunter die für das den Armen gelieferte Fleisch, für den prächtigen Christbaum, für den vielen Champagner &c. Die vollständigen Nachforschungen haben ergeben, daß der Herr Doktor ein Student im vierten Semester Namens Hugg gewesen ist. Im August v. J. berichteten die Zeitungen von einem andern jungen Herrn, der gleichfalls längere Zeit als Arzt praktizierte, bis es sich herausstellte, daß auch er ein Student ohne Examen war. Dem Kreis-Arzt hatte er bei der Vorstellung mitgetheilt, daß sein Koffer mit seinen Papieren noch nicht angekommen sei, und dann hatte er lustig drauf los kurirt.

**Der Häuptling der Sioux.** Aus Cincinnati meldet die New Yorker Staatszeitung: Der Sioux-Häuptling Dgallala Fire, eine allbekannte Straßenfigur unserer Stadt, ist an der Lungenentzündung gestorben. Wenn man Indianer schön nennen kann, so verdient Dgallala Fire mit Recht diese Bezeichnung. Thatsächlich hat er vielen Malern, welche die Indianer-Reservationen besuchten, unzählige Male gesehen. Dies und sich gelegentlich in Museen zu zeigen, war nach seiner letzten Schandthat — seine Betheiligung an dem Massacre am Little Big Horn, dem General Custer und seine Soldaten zum Opfer fielen — sein Lebensberuf. Seinen Namen hatte er sich durch die Einnischung der Ansiedlung Dgallala zu einer Zeit, als er noch ein Knabe war, erworben. Der Indianer war von

herkulischer Gestalt. Er war vollständig civilisirt, sprach fließend Englisch und leidlich Deutsch, letzteres infolge seines Umgangs mit deutschen Malern. Der Maler John Sawyer, mit dem er die Reservation bereist hatte, brachte ihn vor zwei Jahren mit nach Cincinnati, und seitdem hat er hier beständig gewohnt. Den Vierkommennt kannte er so gut wie ein deutscher Student.

**Plattdeutsche Schwurren.** De richtige Plaz. Wenn Timmermeister Jäger Sünndags nah de Regelbahn künmt, denn hete de Regelfung ümmer 'naug uxtawaffen, dat hei sin Knaten heil behält, denn Jäger sin Kugeln gahn ümmer linis un rechts an de Regel vöbri. As hei of mal wedder gornicks drapen kann, un de Jung vor Angst nich mihr weit, wo hei sich hinzetellen fall, röpt ein von de Taufniers nah em 'runner: „Jung, wenn Du nich draven warden wißt, denn stell' Di midden mang de Regel.“ — Gaud tau Pak. Föjter Höppner künmt 's Morgens Klok vier ut 'n Wirtshus nach Dus. As hei grad in Begriff is, sid uttautreden, ward sin Frau munter un legat: „Mein Gott, Vadder, wißt Du all wedder up'n Anstand? Den! doch en Beten an Din Gesundheit un Din Frau un Kinder! Hät künnt Du doch of mal tau Kus bliweu!“ — „Ja dor het Du of recht, Mudder!“ legat Höppner dunn, „id glöw of, dat is vel geschwender, wenn id mi wedder dal legg.“ Un dormit tretet hei sid ut un krüppt in de Posen.

**Humoristisches Allerlei.** Beim Rennen. Sie: „Ist Eduard am Graben?“ — Er: „D, schon drin!“ (Humor. Bl.)  
Kathederweisheit. Professor (in einem Vortrag über Kulturegeschichte): „... Unter den Menschenessern hat man noch niemals Vegetarianer gefunden.“ (Humor. Bl.)

Sonderbare Sorge. Bagabund (der früher in guten Verhältnissen gelebt, aber jetzt zwei Jahre Gefängnis erhalten hat): „Was wird mein Arzt zu den zwei Jahren sagen; er hat mir sehr viel Bewegung empfohlen!“ (Humor. Bl.)

### Vom Büchertisch.

— **Niobe.** Roman aus dem Norwegischen von Jonas Lie. Preis geheftes M. 3.—; elegant gebunden M. 4.— (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.) Jonas Lie gehört als lebenswürdiger und unterhaltender Erzähler nicht nur bei seinen norwegischen Landsleuten, sondern auch in Europa und vor allem in Deutschland längst zu den Lieblingen der Leservelt; daß er indeß nicht nur ein großer Erzähler, sondern auch ein großer Künstler ist, beweist er aufs Neue in seinem letzten Werk „Niobe“, in welchem sein Talent zu dramatischer Kraft und Größe sich steigert. Der Stoff des Romans ist ein tragischer und zugleich echt moderner. Dr. Baavig und seine Frau, einfache, tüchtige Naturen, haben ihren Kindern eine ihren Mitteln entsprechende Erziehung zu theil werden lassen und waren ihnen in allem stets ein nachahmenswerthes Vorbild. Drei der Kinder sind erwachsen, aber in ihnen regt sich ein neuerungsflüchtiger, rebellischer Geist, Dünkel und Brähsucht. Endre, der älteste Sohn, hat anfangs Theologie studirt, dann das Konservatorium besucht und möchte jetzt Schauspieler werden; Kiel, sein jüngerer Bruder, betreibt ein Sägewerk, das ihn auf solider Grundlage gut ernähren würde, seinem Geizgeiz aber nicht den genügenden Spielraum bietet; Minna, die älteste Tochter, hat eben die Schule verlassen, glaubt sich aber zu Wichtigem bestimmt, denn als Frau ihr Leben in engem, bürgerlichem Kreise zu verbringen. In stetem Streit mit sich u. d. den Dargestellten geben die Eltern den phantastischen Plänen ihrer Kinder nach, die schließlich den Untergang der Familie herbeiführen. Der Roman ist psychologisch in hohem Grade feinsinnig und interessant, besonders in den Partien, welche die Seelenkämpfe der Mutter schildern, der Schluß von erschütternder Wirkung.

— **Hoch Freundschaft und Geselligkeit!** Eine Sammlung ausgewählter Reden und Trinksprüche bei Einladungen, geselligen Abenden, bei Spiel und Tanz, Weihnachts- und Sylvesterfeiern, sowie im engeren Freundeskreise. Unter Mitwirkung eines hervorragenden zeitgenössischen Redners herausgegeben von Justinus Abel. 112 Seiten 8°. Verlag von Levy u. Müller in Stuttgart. Preis 1,20 Mark. Mit diesem Bändchen hat die vortreffliche Sammlung der Abel'schen Rede- und Toastbücher ihren Abschluß gefunden. War im „Festredner im Freundeskreise“ das häusliche, im „Gewandten Redner an patriotischen sowie öffentlichen Feiern und Ehrentagen“ das öffentliche, in „Es lebe unser Verein!“ das Vereins-Leben berücksichtigt, so finden wir in dem heute vorliegenden, 112 Seiten starken Bändchen „Hoch Freundschaft und Geselligkeit“ das gesellige Leben im engeren und weiteren Freundeskreise behandelt. Die stilistische Formvollendung der bei aller Kürze doch inhaltsreichen, mit Geist und Humor abgefaßten Reden ist uns bereits aus den erstgenannten drei Bändchen bekannt. Wir beschränken uns daher auf einen Auszug aus dem 105 (!) Nummern umfassenden Inhaltsverzeichnis: Begrüßungsrede des Gastgebers. Auf den Wirth. Acht Reden auf die Damen. Begrüßung einer Tanzgesellschaft. Bei einem Jagdmahl. Bei einer Maibowle. Auf die Gemüthlichkeit. Auf das Komitee. Auf einen Sänger; Arbeitergeber; Militär; Apotheker; Kaufmann; Seemann; Arbeiter; Gutsberrn; Müller u. s. w. Auf den Handwerkerstand. Zum Geburtstage eines Freundes; eines Lehrers. Am Sylvesterabend (8 Reden). Auf den scheidenden Freund. — Dieser kurze Auszug genügt wohl, um die vielseitige Reichhaltigkeit des empfehlenswerthen Rede- und Toastbuches zu veranschaulichen.